Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 22 (1914)
Heft: 8

Artikel: Benjamin Franklin : (Schluss folgt)
Autor: A.H.C.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-406432

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schon der an zwölf Bogen umfassende, von Dr. Heinrich Schmidt gelieferte „Allgemeine Teil“ macht das Werk zu einer bedeutsamen Erscheinung. Hier ist uns ein Lebens- und Schaffensbild des achtzigjährigen Jubilars gegeben worden, welches vom Verfasser wie mit dem Blute seiner Seele geschrieben ist. Begeisterung, überquellendes Dankgefühl sucht über den großen Ausbauer der Entwicklungslehre den vollen Glanz seiner Verdienste zu schütten und uns sein Bild noch etwas näher zu rücken, seine Größe und Reckenhaftigkeit noch etwas tiefer in unser Bewußtsein zu prägen. Den vom Verfasser aufgewendete Fleiß wird erst recht zu würdigen wissen, wer unter Berücksichtigung des verarbeiteten Materials die verhältnismäßig kurze Zeit erwägt, welche der Autor zur Fertigstellung der Arbeit zur Verfügung gestanden hat.

Was aber im „Speziellen Teil“ die Einzelbeiträge betrifft, die von den 123 Schülern, Freunden und Verehrern Haeckels geliefert sind, so ist es selbstverständlich ausgeschlossen, deren Wert in ein allgemeines Urteil fassen und ihn bestimmen zu können. Diese Darbietungen sind trotz der Gleichartigkeit des Stoffes bunt variierend, hie den Charakter flüchtiger Reminiszenz, dort den begeisternden Dankausbruches, vereinzelt selbst den der wissenschaftlichen Lehrhaftigkeit tragend. Außer manchem interessanten Zug aus dem Entwicklungsgange hervorragender Persönlichkeit findet sich da viel Wertvolles, das subjektiv Eigenartige dokumentierend, unter dem der Einfluß Haeckels sich manifestiert hat. Kaum ist es zuviel gesagt, wenn ich behaupte, hier sei ein Stück Psychologie angeschwemmt und bereit gelegt, das dem Fachkundigen zu einem erfreulichen Funde werden dürfte.

Das Werk an sich ist sehr reich ausgestattet und enthält eine Anzahl vortrefflicher Porträts und Illustrationen. Es dürfte niemand gereuen, sich dasselbe anzuschaffen, wie es auch in keiner freigeistigen Vereinsbibliothek fehlen sollte. Der Preis der beiden Bände ist überdies billig zu nennen gegenüber ähnlichen umfangreichen Druckwerken im Buchhandel.

Benjamin Franklin.

Von A. H. C.

Von England aus machte sich im 18. Jahrhundert eine geistige Bewegung geltend, deren Endziel in dem Bestreben gipfelte, Religion, Staat und Leben philosophisch zu erforschen, für Aufklärung zu kämpfen. Es war eine geistig regsame Zeit, in welcher, um mit dem Dichter zu sprechen:

Ein Tritt tausend Fäden regt,
ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

So entstand zu Beginn des Jahres 1700 eine Gährung, ein Sehnen und ein Schaffen, in welchem alle Seiten des inneren und äußeren Lebens mit neuen Ideen befruchtet, alle Waffen der Wissenschaft und Kunst gegen eine kranke Welt eingesetzt, alle Kräfte des Geistes angestrengt wurden, um durch neue Schöpfungen der Menschheit und der Gesellschaft frisches Leben einzuhauchen. Der Bahnbrecher für diese Umwälzung war der englische Denker John Locke, der in seinem Hauptwerke: „Versuch über den menschlichen Verstand“ der Vernunft einen Thron errichtete, diese als einzigen Grad- und Wertmesser für alle religiösen, politischen und sozialen Lehren aufstellte, jeder Ueberlieferung und Offenbarung den Fehdehandschuh hinwarf und damit einen neuen Abschnitt in der Geschichte der menschlichen Denktätigkeit begründete. Der Grundgedanke, den er entfaltete, bestand in den wenigen Worten: „Duldung ist Recht, Pflicht und Bedürfnis“, und zwar unbeschränkte und gleichmäßige Duldung gegen jede religiöse Ansicht und Gemeinschaft. Gott hat, fuhr er fort, nie einem Menschen so viel Autorität erteilt, daß er einen andern zu seiner Religion zwingen dürfe; denn die Religion ist Sache der innern Ueberzeugung, diese ist aber etwas Freies und kann nicht erzwungen werden.

Bald fanden Lockes Anschauungen auch den Weg über den Kanal und gelangten in dem leicht erregbaren Nachbarlande, in Frankreich, wo sich so viele verjährte Mißstände wie eine erbliche Krankheit eingenistet hatten, rasch zur üppigsten Entfaltung. Hier wurde das gesamte Leben in Kirche, Staat und Gesellschaft von dem reformatorischen Zeitgeiste ergriffen und die französischen Schriftsteller kämpften in allen Formen dichterischer und wissenschaftlicher Darstellung und mit allen Waffen des Geistes gegen die bis dahin herrschenden Meinungen und veralteten Einrichtungen.

Kaum ein Zweiter hat auf seine Zeit so mächtig eingewirkt, so viele neue Gedanken und Gefühle geweckt, als der Genfer Uhrmacherssohn Jean Jacques Rousseau. Eben dadurch, daß er auf einen angeblich ursprünglichen Naturzustand verweisend den modernen Institutionen in Staat und Gesellschaft die reizende Schilderung einer idealen Welt entgegenhielt, deren Inhalt ein einfaches Naturleben voll Unschuld und Menschenliebe bildete, wurde er der Apostel eines neuen Evangeliums. Er sprach aus, was wie ein unbestimmtes Sehnen durch die ganze damalige Menschheit zog; entgegen setzte er den gegebenen Verhältnissen, den historisch gewordenen Tatsachen, der trockenen Verstandesbildung — den Idealismus des Gemütes; der starren Bibelgläubigkeit die natürliche Religion des Herzens; der absoluten Fürstengewalt und dem engherzigen Kastengeiste des Feudalismus die unveräußerliche, aus angeborenen Rechten stammende Gleichheit und Freiheit aller Menschen. Er schöpfte seine Lehren aus der Urtiefe seines Herzens.

Diese neu entwickelten Grundsätze riefen bei den Helden der französischen Revolution die Tat, bei den Männern der deutschen Sturm- und Drangperiode die treibende Kraft hervor; jenseits des Weltmeeres aber, in Amerika, waren sie die mächtigsten Hebel in dem großen Völkerkampfe, der gerade auf dem harten Streite zwischen den Grundsätzen der Freiheit und den Naturrechten einerseits, — den überkommenen Vorstellungen und geschichtlichen Tatsachen andererseits beruhte.

Die Frage, ob Volksherrschaft oder Gottesgnaden-Königtum, ob Demokratie oder Tyrannei, gelangte eben in Amerika zuerst zur praktischen Bedeutung. Das Londoner Parlament wollte seine Vereinheitlichungsgelüste immer willkürlicher walten lassen, es setzte den verbrieften und angeborenen Rechten der Kolonisten die Verwaltungs- und Steuergewalt entgegen und die „Söhne der Freiheit“, so nannten sie sich, griffen zu den Waffen, um ihre Unabhängigkeit mit ihrem Blute zu verteidigen.

Die Worte, die unser großer Schiller, rückblickend auf diese geschichtliche Umwälzung in späteren Tagen so herrlich und lauttönend erschallen ließ:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht —
wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden;
wenn unerträglich wird die Last, greift er
hinauf getrosten Mutes in den Himmel
und holt herunter seine ewigen Rechte,
die droben hangen unveräußerlich
und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.
Der Güter Höchstes dürfen wir verteidigen
gegen Gewalt“ —

diese Worte des Dichters hatten sich im Unabhängigkeitskriege der amerikanischen Kolonisten gegen das Mutterland in Tat und Erfolg bewährt.

In die Zeit dieses heißen Ringens für die neuen, großen Ideen von Freiheit und Selbstbestimmung, welches die gespannteste Aufmerksamkeit und die lebhafteste

Teilnahme der ganzen Mitwelt hervorrief, fällt die Wirksamkeit jenes Geistes, mit dem sich diese Zeilen beschäftigen sollen, und leuchtet uns mit unvergänglichen Zügen das Bildnis eines Mannes entgegen, dem mehr als irgend einem andern Sterblichen der Ruhm gebührt, die Befreiung Amerikas von drohender britischer Knechtschaft und den mit der Freiheit verbundenen unermeßlichen Segen für den geistigen und moralischen Fortschritt der Menschheit vorbereitet, erstritten und begründet zu haben; es ist der von einem Buchdruckerlehrling zu den höchsten bürgerlichen Ehrenämtern und Würden emporgestiegene Benjamin Franklin.

Ueberblicken wir sein inhaltreiches, achtzigjähriges Leben, so weist es eine solche Fülle von Arbeit und Wirken, von Streben und Erfolg auf, daß es schwer wird, den massenhaften und wuchtigen Stoff nur halbwegs organisch zu gliedern und in einer zureichenden Uebersichtlichkeit darzustellen. Am besten wird uns dies noch gelingen, wenn wir sein Dasein in drei Abschnitte teilen, deren erster von seiner Geburt bis zu jenem Zeitpunkt reichen soll, wo er seine bleibende Stätte und seinen häuslichen Herd in Philadelphia gründete (1706—1730), der mittlere Abschnitt soll sein Wirken als Bürger Pensylvaniens schildern (1730—1762), der letzte Abschnitt endlich (1762—1790) seiner diplomatischen und gesetzgeberischen Tätigkeit während des nordamerikanischen Freiheitskampfes und während der Gründung der „Nordamerikanischen Union" gewidmet sein.

I.

Geburt bis zur Uebersiedelung nach Amerika (Philadelphia). 1706—1730.

Die Franklins zählen durchaus zu einem derben, kernigen Menschenschlag, deren Name, wie uns Benjamin berichtet, in allen Tagen einen eigenen Stand bedeutete; den der „freien Männer." In ihnen allen wohnte in der Tat ein eigener Freiheitssinn. Diese Grobschmiede, Seiden- und Wollfärber waren keine Menschen gewöhnlicher Art. Was uns der Nachkömmling von seinen Vorfahren erzählt, reicht hin, uns für sie mit der höchsten Achtung zu erfüllen. Das sind keine gewöhnlichen Handwerker, sondern wackere Bürger, die auf ihrem Stammgute Ecton in Northamptonshire durch mindestens drei Jahrhunderte ansässig, neben ihrem Gewerbe sich nützlich und unternehmend für die Mitbürger erweisen, mit Politik, ja mit Poesie sich beschäftigen und die Gunst der Angesehensten genießen. Franklins Onkel Thomas stirbt, hochgeschätzt von dem berühmten Redner des Oberhauses Lord Halifax, sein Onkel Benjamin, dessen Namen er führt, hinterläßt zwei Bände Gedichte. Alle werden betagt, alle sind sie mit starker, rüstiger Gesundheit gesegnet. Auch Benjamins Vater, der, wie der Sohn sich ausdrückt, keine andere Krankheit kannte als die, an welcher er, 89 Jahre alt, starb, war ein Mann hochgeehrt wegen seiner Frömmigkeit und Weisheit, wegen seiner gesunden Auffassung und seines Urteils, er wurde in Angelegenheiten des Staates und der Kirche gern befragt. Er und der genannte Bruder Benjamin hatten die anglikanische Lehre mit dem Calvinismus vertauscht und deshalb schon in vorgerückten Jahren den heimatlichen Boden verlassen müssen, um in Boston ein Asyl zu finden.

Ich lege auf diese Abstammung ziemliches Gewicht. Ich zähle nie die Zahl der Ahnen; der Stammbaum der Sprößlinge eines hocharistokratischen Hauses läßt mich kalt, allein ich zähle die Abstammung aus guter Familie zu den kostbarsten irdischen Schätzen. Sagt uns doch schon das alte deutsche Sprichwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

In Boston nun ward unser Benjamin am 18. Januar 1706 als der zehnte Sohn einer zahlreichen Familie geboren. Er entwickelte schon in der Jugend jene Rührigkeit und Findigkeit, jene Selbständigkeit und Unternehmungslust, jenen Sinn für das Gute und Gedeihliche, jenen Hang zur Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten, kurz alle jene Eigenschaften, die ein Erbgut seiner Familie bildeten. Der Vater bestimmte ihn zuerst zum Theologen, und er besuchte durch ein Jahr die lateinische Schule mit besonderem Erfolge, und da dem Vater die Mittel ausgingen, brachte er ihn später in dem Buchdruckereigewerbe seines älteren Sohnes unter. Hier war dem lesedurstigen Bücherwurm die Gelegenheit geboten, seinem Hange volle Befriedigung zu verschaffen. Schließlich führte ihn ein Zerwürfnis mit dem Bruder nach Philadelphia, dort errichtete er sich sein eigenes Buchdruckergeschäft; er geht hier mit einem geliebten Mädchen eine glückliche Heirat ein, und die Quäkerstadt wird ihm zum bleibenden Wohnsitze und zur zweiten Heimat.

II.

Sein Wirken als Bürger.

Franklin war jetzt kaum 24 Jahre alt, und doch hatte er sich bereits mit einer Masse von Wissenschaften, die um 1730 überhaupt selten und noch seltener bei einem jungen Manne anzutreffen war, der ohne jede Anleitung und ohne jede fremde Beihilfe für sein ehrliches Fortkommen selbst zu sorgen hatte. Dieser Erfolg war ausschließlich seinem unbezwinglichen Triebe nach Wissen und Bildung zuzuschreiben. Er hatte die Bibliotheken des Vaters und Bruders geplündert, sich an Plutarchs Lebensbeschreibungen erhoben, an Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates ergötzt und sich die Beweisführung dieser Weisen angeeignet. Er setzt nunmehr diese Studien fort, befaßt sich mit den im echten Volksstil geschriebenen Aufsätzen von Addison in dessen Zeitschrift: „Der Zuschauer", und macht diese zum Gegenstande fleißigster Umarbeitung unter mühevoller und zeitraubender Anstrengung; er verdankt solchen unausgesetzten Studien und Uebungen die meisterhafte Prosa, durch welche seine späteren Volksschriften sich auszeichnen. Damit nicht zufrieden, entlehnt er sich allenthalben neuerschienene Bücher für deren Studium er nicht selten ganze Nächte opfert. Um zum Ankaufe von nützlichen Werken schreiten zu können, wird er Vegetarianer aus freier Entschließung und spart sich den Bissen vom Munde ab. Solche Entsagungen blieben nicht ohne Lohn. Hatte er schon seit dem 15. Jahre mit Beifall aufgenommene Beiträge für Zeitschriften geliefert und hübsche Balladen gedichtet, sich auch nebenher in wissenschaftlichen Abhandlungen versucht, so schreitet er, nachdem er einmal zu Philadelphia festen Fuß gefaßt, sofort zur Herausgabe der ersten ordentlichen Zeitung, welche durch ihre Gründlichkeit, Stoffülle und Einteilung Bewunderung erregte. Bald darauf gründet er daselbst wissenschaftliche Vereinigungen zur Pflege der Moral, Politik und Naturwissenschaften und ruft die erste öffentliche Frei- und Lesebibliothek in Amerika ins Leben. Das letztere Beispiel fand bald eifrige Nachahmung, und es entstanden allerwärts in Nordamerika gleiche Anstalten. Franklin rühmt von ihnen, daß sie den allgemeinen Umgangston gehoben und den gewöhnlichen Handwerkern Amerikas Bildung und Intelligenz in einem Maße zugeführt hätten, welche sie den Gebildeten anderen Staaten gleichstellten. Nicht wenig haben diese Bibliotheken den Charakter der Nation gestärkt und moralisch gefestigt und wesentlich zu der Tüchtigkeit beigetragen, welche die Kolonien in der Verteidigung ihrer Freiheiten und Rechte erwiesen.

Während der ersten vierzehn Jahre seiner Niederlassung zu Philadelphia betätigte sich Franklin nicht etwa als bloßer, reiner Berufsmensch, sondern war nebenbei auch bemüht, wacker und umsichtig für das Wohl und

die Blüte seiner zweiten Vaterstadt und der gesamten Provinz Pennsylvanien zu wirken.

Geradezu bewundernswert ist die vielseitige unermüdliche Schaffenslust, welcher sich Franklin in letzterer Hinsicht hingibt. Nicht ohne für seine zahlreichen neuen Projekte gleichzeitig mit gewandt geschriebenen Flugschriften und belehrenden Aufsätzen einzutreten, erstrebt er die Regelung der Stadtwache, ruft den ersten Feuerlöschverein der Union ins Leben, führt eine Miliz für Landesverteidigung ein, entwirft einen Plan zur Pflasterung der Stadt und sorgt für deren bessere Beleuchtung. Er sinnt auf technische Verbesserungen und erfindet eine eigene Art von Heizöfen, welche bei geringerem Verbrauche an Heizmaterial eine ausgiebige Wärme bieten; in seinem eigenen Gewerbe ist er der Erfinder einer Kupferdruckpresse. Dabei vergißt er niemals des rein geistigen Gebietes. Er errichtet mittels seiner Arbeiter, die er freigebigst unterstützt, Druckereien in verschiedenen Kolonien, faßt die Erziehung der Jugend ins Auge und gibt den Anstoß zur Errichtung der gegenwärtigen Universität von Philadelphia. War er auf diese Art bestrebt andern Bildung zuzuführen, so war er nicht minder unausgesetzt beflissen, die eigene zu erweitern und zu vervollkommnen; sprachliche und naturwissenschaftliche Studien füllen jene Stunden aus, die er dem Berufe abringt; er eignet sich die französische, spanische, italienische und lateinische Sprache an, sucht in der Naturkunde sein Wissen zu vergrößern, legt seine diesfälligen Forschungen in einer Reihe von Schriften nieder, welche seinen Namen in den Gelehrtenkreisen zur Geltung bringen. Seine Erfindung des Blitzableiters steht noch heute unübertroffen da, sie trug nicht wenig zu seiner Volkstümlichkeit bei, und heimische wie fremde Akademien fanden sich veranlaßt, ihm Auszeichnungen und Anerkennungen, den Doktorgrad und andere Ehrenstellen zuzuwenden.

Als sich in seinem 44. Lebensjahr sein durch Sparsamkeit, Ordnung und hingebenden Fleiß erworbenes anständiges Vermögen hinreichend genug zeigte, um durch den Ertrag seinen bescheidenen Ansprüchen an das Leben zu genügen, wollte er sich zurückziehen und den Rest seiner Tage in ruhiger Abgeschiedenheit, ausschließlich der Wissenschaft und Kunst geweiht, verleben.

Franklin ging hierbei von dem schönen Grundsatze aus, daß jedem redlichen Manne zwei Hauptpflichten obliegen: die denkbar möglichste Herabminderung der Bedürfnisse und die höchste Sparsamkeit. Die Erfüllung beider führe zur Vorsorge für die materiellen Lebenserfordernisse der kommenden Tage und hierdurch zur Erreichung jenes herrlichen Momentes, in welchem der Mensch, losgelöst von den Tagessorgen, sich ganz der Wissenschaft und Kunst widmen und in der Verbreitung der in diesen Bereichen genommenen Erfahrungen zur idealen Veredlung der Menschheit beitragen könne.

Geistvoll sind die der Begründung dieser Anschauung gewidmeten Sprüche und Betrachtungen Franklins. Er sagt unter vielem Anderen:

1. Wie viel mehr als nötig, verwenden wir auf den Schlaf und bedenken nicht, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden.

2. Wenn Zeit das Kostbarste von allen Dingen ist, so ist verschwendete Zeit die größte Verschwendung, denn verlorene Zeit kommt nie wieder, und was wir Zeit genug nennen, erweist sich immer als wenig genug.

3. Hast du gleich keinen Schatz gefunden und bist du von keinem reichen Verwandten zum Erben eingesetzt worden, so bedenke: Fleiß ist die Mutter des Glücks, und dem Fleißigen gibt Gott alles.

4. Wir wollen aber nicht bloß fleißig sein, wir müssen mit unserm Fleiße auch Beständigkeit, Festigkeit und Sorgfalt verbinden, unsere Angelegenheiten mit eigenen Augen überwachen und nicht zu viel auf andere vertrauen. Nie sah ich einen oft versetzten Baum oder eine Familie, die oft ausgeht, die so wohl gediehen als jene, die auf ihrem Platze blieben.

5. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt es — seit die Weiber über dem Tee das Nähen und Stricken, und die Männer über dem Punsch das Hauen und Spalten vergessen haben.

6. Wer nicht ebenso gut zu sparen als zu verdienen weiß, der mag sich sein ganzes Leben abarbeiten, und er wird keinen Pfennig hinterlassen. Eine fette Küche macht ein mageres Testament.

7. Eine kleine Vernachlässigung kann oft großes Unheil anrichten; weil ein Nagel fehlte, ging das Hufeisen verloren, aus Mangel des Hufeisens das Pferd, aus Mangel des Pferdes der Reiter; der Feind holte ihn ein, erschlug ihn; dies wäre nicht geschehen, wenn er nach dem Hufeisen gesehen hätte."

8. Greife deine Arbeit rüstig an und bedenke: in Handschuhen fängt die Katze keine Mäuse. Es ist wahr, es gibt für uns viel zu tun, und vielleicht hast du zarte Hände, aber nur einmal tüchtig angegriffen, und du wirst über den guten Erfolg staunen.

Franklin hatte sich jedoch bei seinem Vorsatze, sich einem beschaulichen Leben hinzugeben, ganz verrechnet. Er hatte übersehen, daß Staat und Bürgertum seiner ersprießlichen Tätigkeit nicht entraten konnten, daß ein Mann seiner Tatkraft mit 44 Jahren einem Leben stillen Studiums und Nachdenkens noch nicht verfallen dürfe. Hatte er mit der Arbeit für seine Person und seine Bedürfnisse abgeschlossen, so gehörte er doch noch nicht sich selbst, sondern vorläufig noch immer der Provinz und dem Stadtkreise, welche größere und zwingendere Rechte auf ihn und seine Wirksamkeit geltend zu machen befugt waren. Seine Mitbürger drängten sich also an ihn heran, sie beschworen ihn, sie nicht sinken zu lassen, seine reichen Erfahrungen und seine rege Betätigung dem Gemeinwohl nicht zu entziehen, und Franklin mußte nachgeben. Vom Alltagsberufe scheidend, gehörte er jetzt umsomehr seiner freigewählten Vaterstadt und ihrer Wohlfahrt, später seinem Gesamtstaate als Patriot an — blieb ihnen mit all seinem Ringen geweiht.

In der Tat wurde ihm von da an zunächst jeder Zweig in der Verwaltung der Stadt übertragen. Der Gouverneur schob ihn in die Friedenskommission, die Stadt wählte ihn in den Gemeinderat, und als ihn die Bürgerschaft gar zum Abgeordneten der Provinz erwählte, durfte er diesem ehrenvollen Rufe nicht widerstehen. Der Ehrgeiz und seine Menschenpflicht bestimmten ihn gemeinsam, solches ihm mit vollen Händen dargebrachtes Vertrauen zu rechtfertigen; und er versah durch zehn aufeinanderfolgende Jahre jeden der mühevollen Vertrauensposten und mehrte die Achtung und das Ansehen seiner Persönlichkeit mit jedem Tage.

Bald sollte ihm Gelegenheit werden, seinen hochgestiegenen persönlichen Einfluß für das Wohl der Stadt und Provinz mit außerordentlichem Erfolge einzusetzen. Nach uraltem Herkommen hatte sich nämlich in Nordamerika zwischen den Erbeigentümern und den Kolonisten ein Streit rücksichtlich der Steuerpflicht herausgebildet. Die Ersteren nahmen die volle Befreiung von Abgaben jeder Art für sich in Anspruch, und es waren insbesondere die Nachkommen von William Penn, welche an ihrem angestammten Rechte, ihrem Grundsatz, von jeder Besteuerung frei zu sein, festhielten. So mußten die Kolonisten mit ihrem Fleiße und ihrer harten Arbeit alle Bedürfnisse der Provinz decken, während die Erbeigentümer sich darin gefielen, am Fett ihrer Einkünfte erstickend, sich dem wohlfeilen, steuerfreien und behaglichen

Genusse derselben hinzugeben. Diese Ausnahmestellung, welche als ein ewiges Unrecht, als eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgepflanzt hatte, sollte gebrochen werden. Die Gouverneure der Provinz standen, von der englischen Regierung unterstützt und ermuntert, auf der Seite der „Herren", und es bedurfte starker geistiger Kraft und männlicher Würde, um in England — dem Mutterlande — eine Wendung der Ansichten herbeizuführen, den Schutz gegen solche Unbill aufzurufen und ein angestammtes, ungerechtfertigtes Bollwerk gegen die gleichmäßige Belastung aller Staatsbürger hinwegzuräumen.

Franklin war dazu ausersehen, persönlich mit dem Vollgewichte seines Ansehens in der Themsestadt selbst gegen diese unbegründete und sittlich verwerfliche Ausnahmestellung aufzutreten und deren Beseitigung für immer anzustreben und durchzusetzen.

Die Aufgabe war keine kleine. Es war eine diplomatische Angelegenheit höchst schwieriger und heikler Natur; es war ein Kampf gegen ein festgewurzeltes, geschichtliches Unrecht; gegen den Feudalismus in seinen traurigsten Auswüchsen. Franklin, auf den sich Aller Blicke richteten, unterzog sich auch tatsächlich im 51. Lebensjahre dem kühnen Unternehmen, und seine Mühen waren keine vergeblichen. Allerdings bedurfte Franklin hierzu langer fünf Jahre beharrlicher, aufreibender und aufopfernder Tätigkeit zu London, bis es ihm endlich gelang, seinen Mitbürgern das Ergebnis seiner Festigkeit und Klugheit siegreich heimzubringen — das leidige Privilegium der „Erbeigentümer" war für immer gebrochen!

So begrüßen wir also Franklin im Jahre 1762 wieder in seiner Vaterstadt. Seine Mission schien vollendet; niemand ahnte damals, daß ihm der ereignisreichste und bedeutungsvollste Abschnitt seines Lebens noch bevorstehe, daß er noch im späteren Alter, in einem Stadium der menschlichen Pilgerfahrt, in dem andere von der Bühne der Oeffentlichkeit scheiden, noch berufen sein sollte, den Schauplatz des Weltkampfes unter den verwickeltsten Verhältnissen wieder zu betreten, sich innerhalb dieses Kampfes mit dem Ruhmesglanze eines hervorragenden Staatsmannes und eines einsichtsvollen Gesetzgebers zu umgeben.

(Schluß folgt).

Zur Kirchenaustritts-Bewegung.

Das Judentum gegen die Austrittsbewegung. In kirchlichen Organen kehrt mit Vorliebe die Behauptung wieder, daß die Austrittsbewegung eine jüdische Mache sei. Mit Wohlbehagen stellt man fest, wenn unter den Rednern einmal ein früherer Jude ist und macht den gutgläubigen Gegnern weiß, daß alle diese „Hetzapostel" Juden seien. Die jüdischen Kreise stehen dabei von allen Konfessionen dem Austritt am ablehnendsten gegenüber. Einmal ist die Zahl der austretenden Juden dem Prozentsatz nach sehr gering. Zudem aber nimmt die jüdische Gemeinde gegenüber den Ausgetretenen eine Stellung ein, die von derselben Gehässigkeit zeugt wie die Ergüsse der christlichen Presse. Die jüdische Gemeinde pflegt alle Austritte zu veröffentlichen. Das geschieht zur Informierung der Gemeindemitglieder, wogegen niemand etwas wird einwenden können. Da aber die meisten Austritte aus dem Judentum meistens Uebertritte zu christlichen Kirchen sind und die Gründe dazu in den seltensten Fällen in wirklicher religiöser Ueberzeugung zu suchen sind, so fällt damit ohne Zweifel auf die aufgeführten Austritte immer ein eigenartiges Licht. Es wäre sehr berechtigt und eigentlich selbstverständlich, wenn das jüdische Gemeindeblatt unterschiede zwischen denen, die nur übertreten und denen, die ganz austreten. Dieses Ansinnen hat die jüdische Gemeinde auch in den Fällen abgelehnt, wo ihr dieser Unterschied bekannt war und sie darum ersucht war. Der Grund kann nur der sein, auch Dissidenten den gleichen Makel der Gesinnungslosigkeit anzuhängen. Die Unduldsamkeit, die man gegen Christus und Spinoza an den Tag gelegt hat, lebt auch heute noch.

Neue Art der Fortpflanzung. Der „Reichsbote" hat sie entdeckt! Am Kirchensonntag betrug der Besuch der Groß-Berliner Kirchen nach dem „Reichsboten 65 000. Ohne Gehässigkeit gegen die Kirche wird man annehmen können, daß die Zahl nicht gerade zu niedrig gegriffen war. Am 1. Februar zählt der Reichsbote in einem Artikel über den „Segen der Austrittsbewegung" schon 80 000 Besucher. Vielleicht wird das Hunderttausend bald voll, und man kann gespannt sein, wie weit dieser papierne Zuwachs noch gehen wird. Der betr. Artikel ist auch dadurch interessant, daß er mit anerkennenswerter Einsicht klar ausspricht, daß die Austrittsbewegung „unaufhaltsam weiter gehen wird und muß", weil sie doch nur das notwendige Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung ist und wenn sie heute noch vorwiegend auf Berlin sich beschränkt, über lang oder kurz muß und wird sie auch da auftreten, wo heute die Massen noch stumm und gleichgiltig erscheinen. Mit Pflästerchen lassen sich eiternde Wunden wohl eine zeitlang verdecken — aber nicht heilen. Der Verfasser gibt noch zu, daß die Kirche mit dem Riesenbesuch am Kirchensonntag von 80 000 Menschen noch groß Rühmens machen kann, daß auch dieses Resultat in Wirklichkeit nur ein neuer Beweis für die Entkirchlichung der Berliner Volksmassen ist.

Der religiöse Zwangseid wird immer unhaltbarer. Vor einem Berliner Gericht spielte sich kürzlich eine Szene ab, die wieder deutlich zeigt, wie sehr der Gewissenszwang der bestehenden Gesetze im Widerspruch zu den Erfordernissen des praktischen Lebens steht. Dr. med. Eckold, der Vertrauensmann des Komitees für Berlin, sollte als Zeuge in einer Klagesache wegen Beleidigung vereidigt werden, in der er selbst Kläger war. Als er sich um seines Gewissens willen gegen die Vereidigung wandte, meinte der Richter: „Wenn Sie den Eid nicht leisten, muß ich Sie bestrafen. Das Gesetz verlangt es so . . . Dann zwingen Sie mich, den heutigen Termin zu vertagen und Sie in Strafe zu nehmen". Darauf erklärte Dr. E.: „Ehe ich mein Gewissen durch den Eid mit einer Unwahrhaftigkeit belaste, will ich lieber darauf verzichten, ich ziehe den Strafantrag zurück." Wie lange noch wird die verfassungsgemäß garantierte Gewissensfreiheit in Deutschland durch das Gesetz unterbunden werden? Die Frage ist umso berechtigter, je mehr sich in der letzten Zeit solche Fälle wiederholt haben und bei der Zunahme des „Unglaubens" auch wohl wiederholen müssen.

Das „mysteriöse Komitee Konfessionslos!" Die frommen Blätter zerbrechen sich in ihrer Wut über die Erfolge des Komitees den Kopf darüber, wer eigentlich dieser Gegner sei, und suchen herauszubekommen, ob nicht „der alte Haß der Juden gegen Christus" hinter der neuen Kirchenfeindschaft stecke. Als sie darauf aufmerksam gemacht wurden, daß das Judentum sich sehr heftig gegen die Austrittsbewegung wende, meinten sie, es käme darauf an, ob nicht „rassefremde" Elemente diesen Kampf gegen die evangelische Kirche führten. Wir müssen den besorgten „teutschen" Germanen argen Schmerz bereiten. Wenn sich „Reichsbote" und „Germania" einmal die Köpfe von Ernst Haeckel, Arthur Drews, Wilhelm Ostwald, Ludwig Gurlitt, Adolf Hoffmann, Hans Leuß, Heinrich Peus und Bruno Wille ansehen, so werden sie mit Pein bemerken müssen, daß diese den antisemitischen Schreibern noch sehr Erhebliches zur Aufbesserung ihres „arischen" Blutes abgeben können. Das Gleiche gilt für die Mitarbeiter des Komitee-Büros Otto Lehmann-Rußbüldt und Ernst Reuter. Wenn Männer semitischer Abstammung wie Dr. Zepler und Waldeck-Manasse die Kirchenaustrittsbewegung fördern, so ist das sehr verdienstvoll; sie helfen dadurch das Unrecht wiedergutzumachen, das ihre Stammesgenossen anrichteten, zu denen z. B. auch Friedrich Stahl gehört, der Vater des antisemitischen Konservatismus. Bekanntlich war auch Jesus Christus ein rassenreiner Jude, ebenso wie Paulus. Man soll nicht mit Steinen werfen, wenn man so im Glashause sitzt.

Berliner Kirchenbesuch. Die Kirchenzählung des „Komitees Konfessionslos" am 18. Mai 1913 erregte seinerzeit das größte Interesse aller beteiligten Kreise. Man machte damals von kirchlicher Seite dem „Komitee" den Vorwurf, es habe zu seiner Zählung absichtlich einen Tag genommen, an dem der Besuch der Gotteshäuser ein geringer sein mußte. Das Komitee hat darum am 22. Februar eine neue Zählung der Berliner Kirchen vorgenommen, an einem Tage, der für die Kirche außerordentlich günstig war, weil in vielen Kirchen Konfirmandenprüfungen stattfanden, die namentlich des Abends die Kirchen füllten. Gezählt wurden die Besucher von den 78 Hauptkirchen Berlins, Charlottenburgs und Schönebergs, die der amtliche Kirchenzettel verzeichnet. Bei einer evangelischen Seelenzahl von 2 060 000 wurden 35 000 Besucher gezählt. Ergänzt man diese Zahl noch zugunsten der Kirche um 5000 für die Besucher der Garnison und Anstaltskirchen, die nicht gezählt werden konnten, so hat man im Höchstfalle